

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 298.

Dienstag, 22. Dezember

1925.

### Vom Weibe bist du.

(31. Fortsetzung.)

Roman von Felix Philippi.

(Nachdruck verboten.)

Neben dem Klingelzug war's, an der Tür der Eulenburg. Dort stand Konrad Hüfing mit gespreizten Beinen. Flaad hob den Arm; wollte er die Klingel ziehen oder im Kampf erproben, ob Fett hagere Muskelkraft zu bewältigen imstande sei?

Einstweilen öffneten sich vor Flaads Gezeter bereitwillig die Fenster der Nachbarschaft. Tante Eulalias Schnipp bellte.

Nun nahte Kaspar Schludrian. Ahnungslos kam er vom Schloßbrunnen. Wie sollte sein reinliches Gemüt mit zwei gefüllten Wassereimern Übels im Sinn haben? Gar ahnen, daß er rühmliches Hohngelächter an sämtlichen Stammtischen heute erwecke und Gelegenheit habe, überall in Freibier zu schwelgen?

Er kam, und allein das holprige Pflaster war schuld, vielleicht auch der Schreden vor dem Zuchthausgewaltigen, daß Kaspar ausrutschte und seine Wassertracht über Flaads stämmiges Beinwerk goß.

Niemand war erschrockener als Kaspar Schludrians offener Fischmund und seine fürchterlichen Grimassen. Drüben stand das Zuchthaus, das keinen Spaß versteht und war Zeuge seiner Unschuld.

Unter solch nacktkalten Leibsumständen zog es Flaad vor, seinen Rückzug anzutreten und sich auf den Hinweis zu beschränken, daß ein Untergebener ihm in Ausübung seiner Dienstbefugnis mit offener Gewalt in den Weg trat.

Als aber der gelbe Kaspar seinen abbit tenden Augenaufschlag sogar bei seinem Herrn anbrachte, knurrte dieser aus einem dankbaren Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Tagedieb: „Dusliches Luder!“

Was Kaspar veranlaßte, unhörbar mit Erschütterung des ganzen Körpers zu lachen. —

Wenn nur Anny erschrockenes Gesicht nicht gewesen wäre! Davor war Konrad in sichtlicher Verlegenheit. Was mochte sie von ihm denken? So führten sich Männer doch nicht auf?

Und den wirklichen Grund, weshalb er Flaad nicht ins Haus ließ, konnte er ihr nicht nennen.

Nur so viel! Er hatte nicht einen dummen Jungensreich wie Kaspar Schludrian im Sinn gehabt. Anny sollte ihm nur vertrauen. Er durfte wirklich nicht dulden, daß Flaad die Eulenburg betrat.

Sie sah ihn groß an und wandte sich schweigend davon.

Daß nun ihr weibliches Lastgefühl seiner Verheimlichung und den verhüllenden Worten über der Näharbeit, Faden um Faden, nachspürte, daran hatte der Junggeselle in der Eile nicht gedacht.

Er hörte nebenan auf der Direktorstube Flaad mit Amalia Huldreich herumkreischen. Flaad war jetzt sein Todfeind.

Im Erker der Eulenburg aber sah Frau Anny und hatte die Hände im Schoß, während ihre Augen sich in die Ferne verloren.

Sie sah nicht den Wald drüben über dem Tal, der nach der Sturmnacht schlüchter und ernsthafter dreinschaute.

Auch nicht den Sonnenblick zwischen gebäumten Wolkenkloffen.

Wenn der Mann aufs äußerste entschlossen war, war's nicht um eines abgedeckten Schornsteins willen, auch nicht wegen Flaads Ungezogenheit! Ruth gegenüber.

Er konnte es ihr nicht sagen? . . .

Purpurröte stieg in Frau Anny's Wangen. Des Mannes Widerstand geschah um ihretwillen! Das war gewiß.

Sie war Konrad so viel wert, daß er um ihretwillen alles wagte. Sonnenklar sah sie es vor sich. Sie konnte ihm künftig sagen, ich weiß alles von dir.

Hatte sie es nicht längst gewußt? Eine Flut von Empfindungen überstürzte sie und trieb sie in ihr stilles Schlafgemach; dort barg sie ihr Gesicht in den Kissen und weinte.

Leise und leiser wurde ihr Schluchzen. Sie hatte seither nur nicht darauf geachtet, in Konrads Seele zu lesen.

Ihre Kinder hatten es vor ihr geahnt, wie es in dem Onkel aussah. Sie empfingen in ihm keinen Stiefvater.

Anny öffnete das Fenster und atmete die herbe Luft. Der Wind trug ein welkes Weinblatt herein, zart geädert und gelbbraun.

Übermorgen kam Ehrlich in die Ferien. Sie schrie: ihr rumpel der Leib vor Glück! . . .

Das Fenster schlug zu. Wie war das doch? Gedankenverloren strich Anny über ihre Stirn, als wolle sie aufkommende Sorgen vertreiben. Sie wollte doch eben froh sein aus ganzem Herzen?

Um Himmels willen! Ihretwegen durfte Flaad nicht ins Haus?! . . .

Ihr Blick blieb starr an der steilen Zuchthauswand haften. Bis in die halbe Höhe des grauen Mauerleibes rankte sich der Eisen empor wie ein Gebet aus der Tiefe.

O Gott! War es wirklich so?

Anny war nicht mehr Kind, sie war ein Weib, eine Doktorfrau und hatte mancherlei um sich herum sagen hören.

Vor ihren weitoffenen Augen stand der Tag, der sich schon wieder zum Scheiden wandte: Mir geht es wie dir. Ich gehe vor den Wolken, und du mußt gehen vor den Menschen!

Anny erschauerte. Sie hatte etwas angefaßt, was sie ekelte.

Sie wußte nun alles.

Hätte sie es nicht lange wissen müssen und sich von vornherein fragen, ob es schidlich sei, zu einem Junggesellen zu ziehen, und was die Leute dazu sagten?

Aber so war Anny: Darauf kam sie gar nicht. Weshalb sollte „sich's nicht schiden“? Sie hatte doch nichts Unrechtes im Sinn?

Innerlich war Anny doch ein recht selbständiger Mensch, weil sie mit den Augen nicht auf die Gasse hinaus lebte, sondern in sich hinein.

Um so tiefer war sie getroffen.

Zur Stunde, während die Scheiben erblähten, ging Anny durch die Eulenburg, ging durch alle Stuben, und als sie in Konrads stille Familie eintrat, strich sie mit den Fingerspitzen über die alten Blüschmöbel, sah verständnislos Abucki im Gestänge Nettern, den Schopf sträuben und enttäuscht knarren: Bucki lieb!

Die schweigende Frau ging in den Garten hinab, wo das welke Laub die Kieswege deckte und die Bäume mit fahlen Ruten dräuten. Zum Lugaus, ihrem Lieblingsplatz, schritt Frau Anny und nickte dem Wind zu.

Der Wind wußte Bescheid. Sie mußten alle wandern. Sie konnten alle nicht bleiben. Es war nicht anders. — —

Zug um Zug in den Wolken. Ehe sich das Gelächter über Flaads nasses Untergestell aus allen Mäulern ausgeschüttet hatte, unterbrach das Zuchthaus abermals sein geschworenes Schweigen. Nun wunderte sich alle Welt, was der steinerne Riese für eine schaurig lustige Stimme habe.

Die Kinder kamen aus der Schule und hatten es zuerst bemerkt. Auf den Gassen und dem Markt sammelten sich die Leute, wie sie von ihrer Hantierung fortgelaufen waren, legten den Kopf in den Nacken und deuteten nach dem steinernen Koloß, was der für eine Narretei im Sinn habe, als ob Fastnacht wäre.

Ganz oben am Hut hatte er ein Fähnlein aufgesteckt; auch hörte man singen und schreien.

Ein Züchtling habe seine Zellentür verrammelt und spiele den wilden Mann. So verkündete der Redakteur und strebte eifrig durch die Reihen nach seinem Seegrassstuhl.

Die Fahne war das Bettuch des Sträflings. Darauf hatte er mit Kohle geschrieben: „Hurra, die Enten!“ Und sang und schrie in die Lüfte; Kirchenlieder und Joten.

Das Schauspiel dauerte auch am nächsten Tage noch an. Zur Abwechslung zog der wilde Mann seine Flagge ein und hing eine Puppe in den Wind, die er aus seinen Kleidern und Bettstücken hergestellt hatte.

Weithin tönten die wilden Lieder.

Und am dritten Tage immer noch. Die Leute in den Gassen hatten aufgehört zu lachen. Das Gebrechen des Zuchthausriesen wurde ihnen unheimlich. Hatte er die Gewalt über sich verloren, weil er seine Lebensgewohnheiten veränderte wie ein kindischer Greis? Hatte er nicht mehr die Macht, steinern zu schweigen?

Dunkle Gerüchte beunruhigten das Städtchen. Es hieß: Die Sträflinge hätten eine Verschwörung untereinander nach Art der „schwarzen Hand“, und alle Beamten fürchteten sich.

Warum wurde dem Skandal kein Ende gemacht?

Im Gasthaus zum Geißeställchen hatte der Hausvater Sozusagen das Wort allein. Erst waren alle über ihn hergefallen mit Vorwürfen. Dann schwiegen sie. Der Hausvater trug unter seiner Uniform auch ein Menschenherz und es tat ihm wohl, sich einmal zu erleichtern.

Niemand war ärgerlicher über die Nichtsnutzigkeit als er. Die Kerls grinsten ihm ins Gesicht, und wenn er sie im tiefsten Baß, sozusagen, zurechtwies, hatten sie keine Zucht und Disziplin.

Zwei, drei Mann mit der Axt an die Tür und aufgemacht. Wart, Kerlchen!

Aber der Herr Vorsteher mußte es besser wissen als dumme Leute, was er tat und weshalb er dem Wildemannspiel nicht ein Ende machte.

Der Herr Vorsteher sagte: „Der Hunger wird ihn zahm machen.“ — —

Hämmerlings waren gerade in der Eulenburg zu Besuch. Diesmal machte es sich, daß Männer und Frauen für sich blieben.

Die Männer steckten die Köpfe zusammen, Flaads und seines wilden Mannes wegen.

Sie überlegten, ob es auch einen Zuchthauskoller gebe bei etlichen Oberbeamten, eine Art Cäsarenwahn im Kleinen.

Aber es wurde alles so, wie Hämmerling vorausgesetzt hatte. Flaad hatte sich selber nicht mehr in Händen und trieb seinem Schicksal entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Weihnachtsfest der Ausgestoßenen.

Von Kriminalkommissar Ernst Engelbrecht (Berlin).

In der bürgerlichen Gesellschaft ist das Weihnachtsfest seit altersher das Fest der Freude. Jung und alt tanzen am Christabend unter Abhängen der kindgewohnten Weihnachtslieder um den Christbaum herum und freuen sich über die Zeichen von Liebe oder Dankbarkeit die das Christkindchen für sie unter den Weihnachtsbaum legen ließ. Auch im Leben des Verbrechers spielt das Weihnachtsfest eine besondere Rolle. Kein Tag sonst im ganzen Jahr ist geeignet, den Verbrecher so elegisch zu stimmen und ihm den ganzen Jammer seines Daseins so vor Augen zu führen, wie das Weihnachtsfest und vor allem der Christabend. Da kommt dem Verbrecher die Erinnerung an seine Jugendzeit, Kindheitserinnerungen werden in ihm wach und packen ihn bei den Resten seines Menschseins, bei den letzten Überbleibseln seines Ehrgefühls und Gemütes Vergangener Zeiten stehen vor ihm auf, das Elternhaus und alle die schönen Jahre, in denen er sich in der Liebe der Eltern und Geschwister sonnen durfte. Und stille Wehmut beschleicht sein Herz. Auch der Verbrecher, selbst der schwerste Junge, kann solchen Gefühlsregungen noch zugänglich sein auch er kann noch Mitleid verspüren und Dankesgefühl empfinden. Denn kein Verbrecher ist so tief verloren, als daß sich in dem tiefsten Innern nicht doch noch winstige Reste irgend einer edleren Empfindung regen könnten. Und gerade am Weihnachtsfest ist er solchen edlen Regungen am leichtesten zugänglich. Da empfindet er seine Einsamkeit, seinen Ausschluß aus der menschlichen Gesellschaft am fühlbarsten.

In den Straßen sieht er die Leute, mit Paketen beladen, vorbeistrafen, mit deren Inhalt sie ihre Lieben zu Hause überraschen wollen. Aus den Fenstern der Häuser strahlen ihm die Weihnachtslichter entgegen, und jeder Mensch sehnt sich nach seinem warmen Heim, nach seiner Familie, seinen Kindern. Alles das fehlt ihm. Verstoßen und verlassen ist er, die Kaskemme oder der Bahnhof oder das Asyl ist sein Heim. Was er auch sonst nicht unzufrieden mit seinem Schicksal sein, heute aber, am Christabend, verwünscht er sich und sein Geschick und sehnt sich nach etwas Anteilnahme, nach der allumfassenden großen Liebe! Und traurig schleicht er durch die Straßen. Die Lokale sind früh geschlossen, auch die meisten Kaskemmen sind nicht geöffnet, nur ganz wenige und nur die verschwiegensten Verbrecherkeller haben heute offene Türen.

In solch einer sonst noch so wüsten Kaskemme geht es am Christabend ruhig zu. Auch hier, in den Nachtstätten des Verbrechertums, in denen sonst nur rohes Lachen und obszöne Lieder ertönen, herrscht heute unter den Gästen eine veröhnliche, häufig sogar eine feierliche Stimmung. Die einen brüten vor sich hin, andere versuchen, ihre Wehmutsanwandlungen im Alkohol zu erstickten, trinken ungezählte Schnäpse oder Glas Bier und werden doch nicht roh und ausfallend wie zu anderer Zeit. Es liegt eben ein eigener Zauber in dem Weihnachtsfest. Mädchen der Strafe, die sonst eine freche und schamlose Sprache führen, blicken traumverloren ins Weite. Heute werden sie sich dessen bewußt, was sie aufgaben, als sie ihren Lebensweg voll Laster und Trägheit einschlugen, und heute, am Christtag, sehnen sie sich danach, auch mal wieder „Mensch“ zu sein. Eine erzählt mal anderen von ihrer Jugend, wie es bei ihr zu Hause am Weihnachtsabend war, wie Mutter die Stollen buk und Vater den Baum anzustete, und so manches Schlußzen hüben und drüben unterbricht ihre Erzählung. Ja, du sonnige, forsache und schöne Kinderzeit! Bersonnener denkt so manches von den Mädchen an diese längst vergangene Zeit zurück. Oft mit einem Gefühl von Reue, ehrlicher Reue! Und wenn man sie jetzt packen würde bei ihren Reuegedanken, vielleicht wäre sie noch zu retten. Eine Gelegenheit die ungenutzt verstreicht. Weil niemand da ist, sie zu nutzen! Und erst schüchtern von einigen wenigen angestimmt und dann voller, immer voller klingen die alten und doch ewig jungen Weihnachtslieder durch den Keller. Die wenigen Kerzen des Weihnachtsbäumchens flackern und die Zweige knistern genau so, wie früher in der glücklichen Vergangenheit, in der Kinderzeit.

Es scheint fast so, als wenn der Weihnachtsabend, das Fest des Jubels und der Freude für die Familie, eine gottgesandte Strafe und letzte Mahnung zur Umkehr an diese aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßenen Männer und Frauen sein sollte. Denn schwach und hilflos sind sie ihren Gefühlsregungen und ihrem Jammer preisgegeben.

Auch andere bürgerliche Festtage üben auf das Leben und Treiben der Verbrecher einen gewissen Einfluß aus. Dit schaut sich der Verbrecher, einen Festtag, auch schon einen Sonntag, durch sein Verbrechen zu entheiligen, wenngleich es auch eine große Zahl seiner Kollegen gibt, die gerade den

Sonn- und Festtag als besonders günstig für ihre Pläne halten und gerade an diesem Tag mit Vorliebe „auf die Tour gehen“.

Es ist auch Tatsache, daß bei vielen Geseßesverächtern der Gottgedanke nicht endgültig geschwunden ist, und daß alle, in der Kindheit anergogene religiöse Bräuche und Sitten ihnen nicht fremd geworden sind.

So gibt es auch Verbrecher, die auf ihren früher üblichen sonntäglichen Kirchgang nicht verzichten können, sondern gerne die Kirche aufsuchen! Meistens muß auch bei dem Verbrecher die kirchliche Trauung auf die Ziviltrauung folgen, erst dann glaubt er sich richtig verheiratet. Und so gibt es noch viele andere Außerlichkeiten und bürgerliche Gebräuche, auf welche auch der Verbrecher noch großen Wert legt und auf die er niemals verzichten zu können glaubt.

## Weihnachten im Kaokofeld (Südwestafrika.)

Von A. Ritze-Duisburg.

Im Auftrage der Kaoko-Land- und Minengesellschaft waren wir auf einer Expedition nach der Küste begriffen. Es handelte sich darum, einen Hafenslat im Norden unserer früheren Kolonie ausfindig zu machen, der genügend Trinkwasser aufwies, aber auch vom Innern leicht zugänglich sein mußte. Gleichzeitig wurden geographische und mineralogische Aufzeichnungen vorgenommen.

In dem unwirtlichen, zerrissenen Gelände war ein Vorwärtstommen nicht möglich gewesen, und wir verfolgten unseren Weg in dem Bett des jetzt trodenen großen Regenflusses Naab. In viel tausendjähriger Arbeit hatte dieser Fluß einen Kanon in das zerrissene, wilde, kahle Felsgestein gegraben und so steile Ufer geschaffen, daß ein Ausbiegen aus dem Flußbett in seitlicher Richtung unmöglich war. Wir hatten in den letzten Tagen und Nächten in östlicher Richtung niedergehende starke Gewitter beobachtet und befürchteten, von den großen Wassermengen, die dieser Fluß dann teilweise führt, überrascht zu werden. Unsere Zugtiere und Wagen konnten wir dann vor den mit fürchterlicher Gewalt dahinjagenden Fluten nicht in Sicherheit bringen.

Am 24. Dezember, nachmittags, bot sich uns in Gestalt eines in nördlicher Richtung führenden Nebenkanons eine Gelegenheit, das Flußbett zu verlassen. Nachdem wir eine genügend hohe Stelle, wo wir vom Wasser nicht erreicht werden konnten, gefunden hatten, schlugen wir unser Lager auf.

Wir waren drei Weiße: Leutnant B., dessen Bursche und ich als Führer, außerdem acht Eingeborene. Unsere Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände führten wir auf einer zweirädrigen Karre, die von zwölf Ochsen gezogen wurde, mit. Wir drei waren beritten und führten jeder noch ein Handpferd. Über unseren Lagerarbeiten war es Abend geworden.

Der Bursche Sch. hatte im Laufe des Nachmittags unter Zuhilfenahme von Davidsbüchsen einen Weihnachtsbaum hergestellt, den er mit in bunten Lappen eingewickeltem Sand und kleinen Steinen behangen hatte. Jetzt wurden mittels Draht noch einige Lichter befestigt und angezündet. Jedem der Eingeborenen machten wir ein Geschenk, bestehend in Jade, Hufe oder Hemd, etwas Tabak, der dazu gehörigen Pfeife oder einem Messer. Wir Weiße hatten uns für diesen Tag einige Flaschen Wein und Zigarren aufbewahrt. Nach dem frugalen Abendessen lagen wir in unsere Klappstühle zurückgelehnt, in Gedanken an die Heimat versunken.

In einiger Entfernung von unserem Lagerfeuer hatten die Bambusen ein großes zweites Feuer entzündet, das sie — Jagdszenen darstellend oder Erlebnisse vom „Pad“ auf führend — umtanzen. Zuweilen unterbrach lautes Gelächter den den Tanz begleitenden Sing-Sang, wenn der dazu besonders veranlagte Tottentott „Manuel“ die Eigenfärslichkeiten irgendeines bekannten Weibes in seinen Bewegungen und Manieren naturgetreu nachahmte.

Ein immer näher kommendes und lauter werdendes Geräusch ließ uns aufhorchen. Es wurde uns bald zur Gewißheit, daß der Fluß abkam, und schnell sprangen wir auf und stürzten nach dem Fluß, um uns das seltene Naturschauspiel nicht entgehen zu lassen. Etwa auf dem halben Wege zum Flußbett mußten wir schnell zur Seite springen. Ein Trupp von etwa dreißig Zebras kam uns aus dem Hauptkanon in rasendem Lauf entgegen. Die Gefahr witternd, hatten die Tiere das eigentliche Flußbett, das an den Böschungen ihnen Nahrung in Gestalt von Ried und Quedgras bot, verlassen und das von uns bezogene Tal zu ihrem Entkommen ausersehen. Deutlich zeichneten sich die jetzt vor dem Lagerfeuer stehenden Tiere im hellen Mondschein von dem dunklen Felsen ab. Hochauf bäumte sich das Bettler, ein prächtiger Zebraheiß, warf sich auf den

Sinterläufen herum und — einen Bogen schlagend — stürzten die Tiere auf die dem Lagerfeuer entgegenliegende Seite des Kanons, wo sie in kurzer Zeit unseren Blicken ent schwanden. Dies alles vollzog sich in solcher Schnelligkeit, daß wir, wenn wir auch Gewehre bei uns gehabt hätten, nicht zum Schuß gekommen wären. In lebhafter Unterhaltung über das soeben Erschaute setzten wir unseren Weg nach dem Fluße zu fort. Das vorher erwähnte Geräusch hatte sich in lautes Donnern verwandelt, das von dem vielfachen Echo noch verstärkt wurde. Jetzt hatten wir eine Stelle erreicht, von der aus wir den Fluß übersehen konnten. Keinen Moment zu früh! Eine haushohe Schmutzwelle brauste heran, alles, was sich ihr in den Weg stellte, mit sich reißend. Im Augenblick war der Fluß von Ufer zu Ufer gefüllt und wälzte, Felsbrocken und Bäume mit sich führend, seine Fluten zu Tal. Das Brechen der Baumstämme und Knirschen der Felsblöcke erfüllte die Luft mit unheimlichen Tönen. Wir schauderten beim Gedanken daran, wie es uns wohl ergangen wäre, wenn uns die Flut im Kanon überrascht hätte. Langsam ebhte das Donnern, das die erste Flutwelle begleitete, in der Ferne ab, und reißend schossen die Fluten unter unseren Füßen dahin. Etwas Gutes brachte uns dieses Naturereignis: Hatten wir doch jetzt die Gewißheit, bis zur Küste gutes Trinkwasser vorzufinden. Nach längerer Zeit begaben wir uns wieder nach der Ausspannstelle, um unser Lager aufzusuchen. —

Jedes Jahr zu Weihnachten erinnere ich mich dieses heiligen Abends und denke mit Wehmut an die schönen Zeiten in der uns leider verloren gegangenen Kolonie zurück.

## Im Spiegel der Anekdote.

Rembrandt entfernte sich unvermutet von Amsterdam und ließ nach einiger Zeit die Nachricht von seinem Tode verbreiten. Käufer aus allen Gegenden kamen und überboten sich in ihren Angeboten. Jeder wollte noch ein Werk des Meisters erhalten. Teurer als jemals zuvor wurden die Gemälde und Skizzen bezahlt. Als der Maler nach einigen Monaten wiederkehrte, konnte er eine ansehnliche Summe einstreichen. Seine List aber wurde viel belacht.

Der berühmte Fabeldichter Lichtwer hatte, als er noch jung war, einen Lehrer, der aus jedem seiner Schüler einen Dichter machen wollte. Jeder mußte das in der Schule Durchgenommene nachher in Versen wiedergeben suchen. Die beste Leistung wurde mit einem Apfel belohnt. Auch die Geschichte von Kain und Abel sollte einstmals poetisch verarbeitet werden. Lichtwer siegte mit folgendem Zweizeiler:

Der böse Kain erschlug den frommen Abel!  
Da kam der liebe Gott und schlug ihn auf den Schnabel.  
„Du wirst ein großer Dichter werden, Lichtwer,“ sagte der Lehrer zu ihm. Zufällig hat er recht gehabt.

Hermann Buschius, weiland Professor und Dichter, wurde, wenn er in seinen Alltagskleidern einherkam, von den Vorübergehenden kaum eines Blickes gewürdigt. Hatte er aber seinen Staatsrock an, so grüßte ihn jeder tief und verbeugte sich vor dem berühmten Manne. Einmal war der Gelehrte, nach Hause zurückgekehrt, das Prachtkleid in die Ecke und rief erzürnt: „Bist du nun Buschius, oder bin ich es?“

Ein Fürst sagte einst zu Sufeland: „Sie sind ein berühmter Arzt, Sie kennen den menschlichen Körper so genau, daß Sie alle Krankheiten zu heilen vermögen.“ — „Uns Arzten,“ erwiderte der berühmte Mann, „geht es wie den Nachtwächtern. Wir kennen wohl die Straßen genau, wie es aber im Innern der Häuser aussieht, können wir nur vermuten.“

Zu einem Geizhals wurde einst Sufeland, der berühmte Arzt gerufen. Die Krankheit des Mannes bestand in seinem Geiz, denn er gönnte sich kaum einen Bissen und war darum schwach und elend. „Ich werde etwas verschreiben, das wird Ihnen schon helfen“, sagte der Arzt und schickte das Rezept in die Apotheke. „In einer Stunde,“ sagte der Professor zu dem Bedienten, „können Sie die Mixtur holen, aber bringen Sie einen Korb mit.“ Nach einer Stunde kam der Bediente mit einem Korb und der Apotheker packte ein: Butter, Brot, einen ganzen Schweizerkäse, einen Schinken, Wein usw. „Das hat der Herr Geheimrat verschrieben,“ sagte der Professor, als er das erstaunte Gesicht des Dieners sah, „und hier ist die Rechnung: 19 Taler, 17 Silbergroschen, 9 Pfennig.“ Der Kranke soll schon nach der Lektüre der Rechnung gesund geworden sein.

## Der Gabentisch.

### Die Anordnung der Weihnachtsgeschenke.

Wer erinnert sich nicht aus seiner Kinderzeit der hochgeprägten Gefühle, wenn Vater und Mutter am Weihnachtsabend zum letzten Male in dem geheimnisvollen Zimmer, zu dem einem schon seit langem der Zutritt verwehrt war, verschwand, um, wie sie fasten, dem Christkindchen zu helfen. Wie pochten da die kleinen Herzen, wie dehnten sich die Minuten zu Stunden und Ewigkeiten, bis, ja bis endlich die heiß ersehnte Glocke erklang. Und es bedeutete dann entschieden den Höhepunkt des Festgefühls, wenn das Türchen öffnete und der Strahl der Christbaumkerzen hereinflutete und einen Widerschein in den in festiger Freude aufkeimenden Augen fand.

Der Christbaum. Ja, der war es, der zuerst die Aufmerksamkeit und die stumme Bewunderung fesselte. Da wurde man für einen Augenblick still und staunte regungslos. Dann aber fing das kleine Volk bald an, noch nach etwas anderem Ausschau zu halten, nach dem Eckchen nämlich, wo das Christkindchen seine Gaben für das „brave Kind“ hingelegt hatte.

Es ist wohl noch nicht so sehr lange her, daß die Sitte, die Gaben auf einzelnen Tischen oder auf einem gemeinsamen großen Tisch nebeneinander anzuordnen, aufkam. Früher war es, vor allem was die Kinder anbetrifft, üblich, daß der heilige Nikolaus oder der Weihnachtsmann die Geschenke in einem Sack brachte und sie daraus hervorholte, um sie an die zu verteilen, an die sie bestimmt waren. Weit verbreitet war auch die heute noch in Mecklenburg und Pommern erhaltene Sitte des Tüllkapp, wobei die Geschenke, in Pakete verpackt, ins Zimmer hineingeworfen werden und dann jeder aus den vielen Hüllen die für ihn bestimmte Gabe herausholen muß. Als dann der Christbaum aufkam und den Mittelpunkt des Weihnachtssimmers zu bilden anfing, ging man dazu über, die Geschenke, die man seinen Lieben zugebracht hatte, entweder auf den Zweigen des Baumes aufzuhängen oder sie auf Tischen um den Christbaum herum anzuordnen. Da kam man bald dahinter, daß diese Art der Überreichung der Weihnachtsgaben viel mehr als die früher üblichen die Möglichkeit gewährte, sich an den Gaben zu freuen und sie in ihrer Gesamtheit zu überschauen. Und man hat auch angefangen, der Anordnung der Geschenke große Sorgfalt zuzuwenden.

Es ist dies eine schöne Aufgabe, die die Mutter sich nicht nehmen lassen sollte. Natürlich ist es ein unhaltbarer Zustand, daß sie damit im letzten Augenblick erst beginnt, daß sie den ganzen Tag über noch ihre Gedanken und Kräfte anderen Dingen zur Verfügung stellen muß und erst, wenn schon alle im Nebenzimmer warten und die Ungeduld der Kinder den Höhepunkt erreicht, die Geschenke aus dem Versteck, in dem sie bisher gelagert haben, hervorholt und sie in Hast und Eile auf die einzelnen Tische verteilt. Der Erfolg wird dann danach sein.

Natürlich hat die Hausfrau, besonders wenn sie daneben, wie das heute nicht selten vorkommt, einer Erwerbstätigkeit nachgehen muß, am Weihnachtstage viel zu tun. — Wenn man aber nicht rechtzeitig fertig werden kann, dann muß eben die Stunde der Bescherung von vorn herein etwa später angesetzt werden. Jedenfalls sollte es ein für alle mal zur Regel werden, daß das Zurechtlegen der Gaben in Ruhe geschehen soll. Man sage nicht: „Ach, das gilt doch nur für die wenigen, die viel Geld haben, um eine große Anzahl von Geschenken einzukaufen. Wir haben nur wenige und kleine Gaben, da brauchen wir auch wahrhaftig nicht viel Zeit zur Anordnung.“ O doch! Dann vielleicht am meisten. Denn gerade, wenn man nur wenig zu geben hat, kommt es doppelt darauf an, daß man der Gabe anmerkt, daß sie mit Liebe gegeben wurde. Und dies kann man gerade auch durch die Art zeigen, wie man die Gaben überreicht. Es braucht dazu keiner großen Mittel. Ein weiches Tuch, das man auf dem Gabentisch ausbreitet, etwas Seidenpapier, in das man die vielleicht mehr nützlichen als äußerlich schönen Gaben einhüllt, ein buntes Bändchen, ein Tannenzweiglein rufen alle gleich einen ganz anderen Eindruck hervor und können viel dazu beitragen, daß die Freude des Empfängers erhöht wird. Und bestimmt trägt ein Weihnachtsszimmer, dessen schön angeordnete Gabentische für das Auge einen ästhetisch angenehmen Eindruck erwecken, dazu bei, daß die feierliche Feststimmung bei Groß und Klein erhöht wird.

## Für den Wintersport.

Früher, wenn der Winter die weiße Decke über Wiesen und Felder, Berge und Wälder breitete, sah alt und jung am liebsten um den mässigen Ofen. Die Weiblichkeit mit mehr oder minder nützlichen Handarbeiten, das starke Geschlecht, auch wenn es noch nicht grauhaarig war, mit Schlafrock und Pfeife. Höchstens die jüngste Jugend wagte es, mit Schlitten und Schlittschuh auf die Eisbahn zu ziehen.

Wie haben wir uns gewandelt! Wir fürchten Eis, Schnee und Wetter nicht mehr, seit wir gelernt haben, ihnen richtig zu begegnen. Vom jüngsten Dreikäsehoch bis zu den Großeltern weiß jeder den Zauber der winterlichen Natur zu schätzen, ja es gibt viele, die eine Reise in die weißen Berge höher schätzen als den sommerlichen Aufenthalt in der grünen Natur. Und da die Ärzte die Winterturen sehr empfehlen, so vergrößert sich die Zahl der „Winterfrischer“ von Jahr zu Jahr. Aber Sport und vor allem Wintersport ist nur gesund und vergnüglich, wenn man versteht, sich zweckentsprechend zu kleiden. Das hat unsere Damenwelt durch Erfahrung gelernt, und wenn man heute keine Beobachtungen macht, muß man feststellen, daß es nur noch wenige sind, die sich zum Sport falsch kleiden. Man kann seine helle Freude haben an den leuchtenden Farben, die gegen das Weiß der Landschaft so herrliche Kontraste bilden und an der frischen Bewegung, die durch keine beengende Kleidung gebremst wird.

Wie überall herrscht auch beim Sport auf der ganzen Linie das Complet. Der Mantel reicht bis zum Knie. Er ist sehr oft in zwei Farben gehalten so daß er auf beiden Seiten zu tragen ist. Gern wählt man für eine Seite weiß, für die andere eine der leuchtenden Farben: Orange, Grün, Rot, Königsblau. Das darunter getragene Jumperkleid wiederholt die Farben des Mantels, der offen und geschlossen zu tragen ist und meist Pelzansatz zeigt. Das Jumperkleid, das man als geradezu ideales Sportkleid ansprechen kann, ist so eingerichtet, daß der Rock, der plissiert oder in Falten gelegt ist, abgenommen werden kann. Beim Rodeln und Eislaufen stört der Rock nur. Da sind Breeches das Gegebene, zu denen Stutzen getragen werden. Doch sieht man auch hohe Stulvenstiefel für sporttreibende Damen. Der Norwegeranzug, der zum Skilaufen mit dem langen bis auf die Knie reichenden Beinkleid getragen wird, ist praktisch und sachlich und wird von den Damen gewählt werden, denen es ernst mit dem Sport ist. Wo aber die liebe Eitelkeit noch ein Wort spricht, wird das kleidsamere Complet oder Kostüm mit kurzem Beinkleid vorgezogen werden, weil es ja auch viel mehr Abwechslung bietet. Hut oder Mütze muß zum Anzug passen, und selten wird der Schal fehlen, den die Damen wegen seiner wärmenden und dekorativen Eigenschaft heute ungern entbehren. Die Stoffe müssen so gewählt werden, daß der Schnee ihnen nicht anhaftet. Burburro, Rippenamt und Kasbatrikot sind wohl die beliebtesten. Die Farben sind leuchtend bunt. Sehr elegant sind vor allen andern weiße Sportkostüme, aber ihrer Empfindlichkeit wegen auch teuer.

Nun einiges, was mir als besonders schön auffiel! Da war ein Eislaufkostüm, das man auf vier verschiedene Arten tragen kann. Die eine Seite war aus schwarzem Rippsamt, die andere aus rotem Tuch so gearbeitet, daß es auf beiden Seiten zu tragen ist und bestand aus kurzem Glodenrock und Gürtelsack. Es ist also eines Tages ein rotes Tuchkostüm, am anderen eins aus schwarzem Samt, oder man dreht beim Rock den Samt nach außen bei der Jacke das rote Tuch und umgekehrt. Ein Rodelkostüm mit schwarzweiß kariertem Gürtelsack hatte Breeches aus schwarzem Samt. Zu einem orangefarbenen Glockenmantel gehörten orange und blau gewürfelte Breeches. Zu allen Kostümen gehörte ein passender einfarbiger oder hunder Jumper. Ganz reizend stand einer ganz schlanken Dame das weiße Kostüm mit Breeches und Jumper, dazu Stulvenstiefel.

Zum Schluß noch einen Rat für meine lieben Leserinnen. Bitte, vor der Beschaffung eines Sportkostüms recht ausgiebig den Spiegel befragen! Wer nicht mehr so ganz schlank ist, soll lieber den Rock nicht ablegen. Ein kurzer Rock kann durchaus so eingerichtet sein, daß er nicht stört. Und wenn er schon stört, ist es immer noch besser, man nimmt die geringe Störung in Kauf, als daß man ein lebendes Bild für ein Bildblatt bietet.

Cläre Wirja.